

1976 _ Changes

Stefanie ist zu früh dran. Am ersten Arbeitstag im neuen Job will sie auf keinen Fall zu spät kommen. Es ist erst kurz nach acht, eigentlich soll sie um halb neun hier sein. Die Fahrt mit U-Bahn und Bus hat nur eine gute halbe Stunde gedauert, und sie ist in einer anderen Welt. Hier am westlichen Ende des Kurfürstendamms sind die Seitenstraßen breit und ruhig, die alten Häuser haben Vorgärten mit verschnörkelten Gittern und wuchtige Fassaden. Das Treppenhaus ist geräumig, mit bunten Fenstern. Es riecht anders als in Kreuzberg, wo Stefanie herkommt. Nicht nach Kippen und Ofenheizung, sondern nach Bohnerwachs und abgetretenen Kokostepptischen. Nach altem Wohlstand.

Sie sitzt auf den Stufen, die weiß lackierte Tür hinter ihr ist noch geschlossen. Praxis Dr. Schuler, Ärztin für Allgemeinmedizin, steht auf dem Schild. Heute beginnt ihre Ausbildung zur Arzthelferin. Vor einer Woche hat sie sich hier vorgestellt, eigentlich suchte sie einen Aushilfsjob für die Zeit zwischen Abitur und Studium. Die Ärztin war nett gewesen und hatte zu Stefanie gesagt, sie könne doch mehr als nur Karteikarten sortieren. Und hatte ihr direkt einen Ausbildungsvertrag angeboten.

Stefanie hat keine Ahnung, was sie studieren soll. Das Angebot der Ärztin findet sie gut, zumal die Ausbildung nur zwei Jahre dauert. Unterschrieben hat sie sofort, sie ist in diesem Jahr 18 geworden und damit volljährig. Das fühlt sich gut an. Schon seit sie zwölf ist, will sie von zu Hause ausziehen und ihre eigenen Entscheidungen treffen. Im letzten August konnte sie endlich ihre Mutter überzeugen, die Mietbürgschaft zu unterschreiben. Aber sie zahlt die Miete von ihrem eigenen Konto, 73 Mark pro Monat. Das geht, auch vom Schüler-Bafög.

Heute ist sie extra früh aufgestanden. Schließlich beginnt ein neues Leben. Aber was zieht man dafür an? Sie hat laut Radio gehört, in ihrer eigenen Wohnung. Nur ein Zimmer mit Küche, Klo auf der Treppe, aber sie kann die Tür hinter sich zu machen und ist in ihrem Zuhause. Mit der Mutter hat sie nur noch gestritten. Ihre Freundin Marina wohnt im gleichen Haus, außerdem Rentner, Studenten, ein paar Alkoholiker, die jeden Abend grölen und die türkische Hauswirtsfamilie mit drei Kindern. Im Radio lief heute morgen ein Song, den sie schon ein paarmal gehört hatte „Changes, ch-ch-changes“. Das passt heute besonders gut. Und die Klamotten? Ein gelbes T-Shirt, eine dunkellila Cordhose und Turnschuhe, die fast noch weiß sind. Das sieht ok aus, nicht zu schrill und nicht zu brav.

Auf das Abitur mit der Durchschnittsnote 2,0 ist sie stolz. Super Ergebnis, nach all dem Chaos mit neu eingeführtem Kurssystem, Lehrern ohne Plan und dem Stress zuhause. Für ihre Mutter war das Gymnasium Zeitverschwendung. Besser mit 16 in die Lehre, und Geld verdienen. Sie hatte neben der Schule gejobbt, eingekauft für alte Leute. Und eine Ausbildung würde sie nun auch machen.

Ihre Mutter hat zur guten Abiturnote nur gesagt: „Und jetzt? Wie soll das weitergehen?“ Schon klar, sie muss Geld verdienen. Zwischen Schule und Studium gibt es keine staatliche Stütze, und ehe sie sich von Arbeitsamt in die Fabrik vermitteln lässt, sucht sie sich lieber selbst einen Job. Ihre große Schwester, die nicht aufs Gymnasium hatte gehen dürfen, ist wahrscheinlich neidisch auf das Abitur. Aber sie richtet mit ihrem Verlobten gerade die erste gemeinsame Wohnung ein. Also ist das Abi kein großes Thema, besser so.

Ihre Mutter wäre gern Krankenschwester geworden, das hatte sie mal erzählt. Aber im Krieg gab es keine Chance für eine geregelte Ausbildung. Und danach musste Geld verdient werden, also ging sie erst putzen und später, als die Oma die Kinder versorgen konnte, in die Fabrik. Es war keine schlechte Arbeit, sie verpackte Tabletten und Salbe in Schachteln. Aber Stefanie wollte etwas lernen, nicht nur arbeiten.

Jetzt kommt jemand die Treppe herauf und mustert Stefanie, die schnell aufsteht.

„Was machen Sie hier?“ fragt die Frau in strengen Ton. „Ich... soll heute hier meine Ausbildung anfangen“, antwortet Stefanie und spürt, wie sie rot wird. Die andere nickt. „Das habe ich mir gedacht. Dann komm mal rein.“

Sie schließt die Praxistür auf und stellt ihre Handtasche auf den Tresen am Empfang. Sie ist vielleicht Anfang Dreißig, trägt einen beigen Minirock und eine weiße Bluse, die über dem Busen spannt. Von der Seite kann man zwischen den Knöpfen den BH sehen. Stefanie ist das peinlich, sie schaut weg.

„Ich bin Monika, die erste Arzthelferin. Wir sind zu sechst, mit dir als Lehrling dann sieben. Keine Glückszahl, aber bald geht Melanie in Mutterschaft. Wie heißt du?“ fragt sie, sieht Stefanie streng an und spricht gleich weiter. „In der Praxis tragen wir helle Kleidung, am besten weiß. Gelb ist ok, aber lila geht gar nicht. Hast du einen Kittel?“

Nein, hat sie nicht. Und ihr Name soll in der Praxis „Steffi“ sein, weil die Patienten sie sonst mit Melanie verwechseln könnten. Steffi, wie albern, denkt sie. Für die ersten Tage bekommt sie einen Kittel geliehen. Sie soll sich in den nächsten Tagen selbst welche kaufen. Und weiße T-Shirts und Hosen, denkt sie. Miniröcke sind nicht ihr Ding, schon gar nicht, wenn man sich bei der Arbeit bücken soll.

Hinter dem Tresen stehen große Karteischränke, davor ist der Warteraum. Üppige Grünpflanzen in jeder Ecke, und an der Wand Gemälde mit Blumen-Motiven. Vom langen Flur gehen viele Türen ab, zu den Behandlungszimmern, zum Röntgenraum und ins Labor. Das erinnert sie an den Chemie-Unterricht in der Schule. Es war eines ihrer Leistungsfächer gewesen, aber ein Studium kam nicht in Frage: zu lang, zu teuer, kaum Berufsmöglichkeiten ohne Promotion.

Stefanias Kittel kneift unter den Armen und knistert, er ist aus Polyester. Sie hat ihn nach Monikas Anweisung zugeknöpft, damit die farbige Kleidung darunter nicht so auffällt. Die anderen Arzthelferinnen kommen kurz vor 9 Uhr, nur Melanie fehlt, weil ihr schon wieder schlecht ist. Die Schwangerschaft, wie Monika und Gabi, die beiden älteren Kolleginnen, mit wissendem Kopfnicken sagen. Alle tragen blütenweiße, gestärkte Kittel, vorn offen, ganz lässig. In den Taschen bunte Kugelschreiber, das gehört wohl dazu. In der Ecke stehen zwei jüngere Helferinnen, sie kichern und malen sich die Lippen rot.

„Babsi, Sabine, beeilt euch, gleich machen wir auf! Wo ist Susi, schon wieder zu spät? Wir haben ab heute eine Neue. Steffi ist Lehrling und kann uns hoffentlich bald etwas Arbeit abnehmen.“ Monika seufzt im Stillen. Wie immer bleibt es an ihr hängen, die neu eingestellten Mädchen mit den Besonderheiten dieser Praxis vertraut zu machen. Es gibt viel zu tun, und der Verdienst ist durchaus abhängig von der Bereitschaft, einiges extra zu

leisten. Mal sehen, wie die Neue sich anstellt. Sie hatten in der Praxis schon einige Abiturientinnen gehabt. Die meisten waren nicht lange geblieben, sie waren die Arbeit nicht gewöhnt oder bekamen dann doch einen Studienplatz. Oder einen Ehemann, dessen Frau es nicht nötig hat, mitzuverdienen. Nicht so wie ihr Mann, der Maurer war. Sie schüttelt den Kopf, um die Gedanken an diesen Versager zu vertreiben. Wenn sie damals nicht schwanger gewesen wäre, hätte sie ihn nie geheiratet.

Steffi fühlt sich fremd, und ein bisschen fehl am Platz. So viele Patienten, und eine seltsam vertrauliche Atmosphäre. Die alten Leute erzählen vom Hund, vom Enkel und ihren Alltagsorgen, während sie auf die Untersuchungen oder ihr Rezept warten. Überall stehen Stühle auf dem Gang, vor jedem Zimmer warten drei oder vier Personen. Am Vormittag soll sie nur zusehen. Ihr schwirrt der Kopf von all den Namen, den komplizierten Arbeitsabläufen und dem ständigen Klingeln des Telefons.

Kurz vor der Mittagspause wird es ruhiger. Im Pausenraum steht ein großer Tisch, sie setzt sich zögernd dazu. Jede hat etwas dabei, Töpfchen mit Salat oder Brote im Pergamentpapier. Monika hat vier Tuppertöpfe mit komplizierten, kleinen Portionen: im Frühling beginnt die Zeit der Brigitte-Diät. Stefanie hat nicht daran gedacht, etwas mitzubringen. Die lange dünne Gabi, die neben ihr sitzt, teilte ihren Salat mit der Neuen.

Im Radio läuft Abba, danach werden die Chancen der SPD mit Helmut Schmidt bei der nächsten Bundestagswahl im Herbst besprochen. Stefanie findet die SPD gut, allein schon, weil ihre Mutter fest zur CDU hält. Aber Westberliner dürfen an der Bundestagswahl sowieso nicht teilnehmen. In der Oberstufe war Politik ihr zweites Leistungsfach gewesen. Die Lehrerin hatte regelmäßig Debatten zur Tagespolitik führen lassen. Über Willy Brandt und seine Ostpolitik hatte sie zuhause mit ihrer Mutter gestritten. Für Stefanie ist es völlig logisch, die Grenze im Osten anzuerkennen, wie sie nun mal ist. Für ihre Mutter ist es Verrat, der endgültige Verlust der Heimat Schlesien. So schreibt es auch die Berliner Morgenpost.

Am Nachmittag darf Stefanie schon ans Telefon, und abends ist sie erschöpft, aber glücklich. Die Ärztin hat sie freundlich angesehen, wenn sie mit schnellen Schritten von einem Behandlungszimmer ins andere läuft. Sie hat eine üppige Figur mit erstaunlich schmalen Händen, der offene Kittel flatterte wie ein Umhang hinter ihr her. Die Praxis führte sie wie der Kapitän eines großen Schiffes. Alle wissen, was sie zu tun haben. Die Patienten werden in diverse Räume gerufen, alles wird von den Helferinnen vorbereitet für die ärztliche Konsultation am Fließband. Oft gibt es danach weitere Untersuchungen, im Röntgenraum oder im Labor.

Wie Stefanie bald herausfindet, ist auch der ältere Ehemann der Ärztin ein Teil der Mannschaft. Zweimal die Woche ist „Herr Doktor“ in der Praxis, ein Unfallchirurg von altem Schrot und Korn. Er stolziert in weißer Uniform herum, wie der erste Offizier auf dem Kreuzfahrtschiff. Er liebt Knochenbrüche und verrenkte Glieder, und zieht die struppigen Augenbrauen hoch, wenn jemand unter seinem festen Zugriff zusammensuckt. Früher wurde nicht so viel gejammert, knurrt er dann.

Die älteren Damen, die eigentlich nur von ihren Sorgen erzählen wollten, kommen gern zum „Herrn Doktor“. Seine grauen Schläfen und der tiefe Blick flößen Vertrauen ein, und nach zehn Minuten bei ihm verlassen sie beseelt und mit einem neuen Rezept in der Hand

die Praxis, um die Freundinnen beim Wilmersdorfer Witwenkränzchen zu treffen. Die wirklich Kranken werden zu Frau Doktor geschickt, das wissen alle in der Praxis.

An den Tagen mit „Herrn Doktor“ gehen in der Mittagspause alle Arzthelferinnen auswärts essen. Nachdem sie das erste Mal mit ihm allein in der Praxis geblieben war, kannte sie den Grund. Er lag auf einer Liege in einem der Behandlungsräume, ließ sich Kaffee bringen und begann zu fragen: „Wie heißt du denn? Hast du schon einen Freund?“ Stefanie hatte anfangs brav geantwortet, er war schließlich der Mann der Chefin. Aber nach der Frage, wie sie es denn mache mit ihrem Freund, hatte sie den Behandlungsraum fluchtartig verlassen. Sie musste sich durch einen Spaziergang erst einmal wieder beruhigen.

Nach dieser Mittagspause kam sie zu spät zurück, aber keiner sagte etwas. Stefanie auch nicht. Sie reden sowieso nicht viel miteinander. Die Gespräche der anderen kreisen um Kochrezepte, Fernsehkrimis und Männer, die auf dem Sofa sitzen und sich mit Bier und Schnittchen bedienen lassen. Bald würde es wieder so weit sein, bei der Fußball-EM in Jugoslawien.

Allmählich wird ihr klar, wie das hier funktioniert. Möglichst viele Patienten werden fast jede Woche zu Untersuchungen bestellt. Meistens solchen, die die Arzthelferinnen durchführen können: Blutdruck messen, nach der Verträglichkeit von Medikamenten fragen, neue Rezepte ausstellen. Die meisten Patienten sind Stammkunden, darunter viele chronische Fälle. Sie kennt inzwischen einige beim Namen, manche bringen Schokolade mit. Abgerechnet wird auf den Krankenscheinen etwas anderes. Zum Quartalsende werden die mehr als tausend Scheine ausgebreitet, fast überall etwas korrigiert oder nachgetragen. Also glatter Betrug.

Heute ist wieder so ein Tag. Den ganzen Vormittag hat sie mit den anderen die Scheine bearbeitet, auf dem großen Tisch im Pausenraum. Fern vom Blick der Patienten. Die Ärztin ist nicht da, „Herr Doktor“ behandelt die Routinefälle. Mittags verlässt sie die Praxis gleich zum Beginn der Pause. Soll sich der alte Bock doch ein anderes Opfer suchen.

Sie steht vor einem Plattenladen, der ihr auf dem Weg zur Arbeit aufgefallen ist. Um die Mittagszeit ist kein Kunde darin, nur ein gelangweilter Verkäufer. Es ist ein altmodischer Laden, der vor allem Klassik-Schallplatten führt. Aber es gibt eine Ecke mit Rock und Pop, und dort sieht sie dieses Gesicht auf dem Plattencover: zugleich männlich und weiblich, schön und fremd.

Sie geht in den Laden, um sich die Platte anzuhören. Die schweren Kopfhörer sind zu groß, und sie hält den Atem an, als der Verkäufer den Arm des Plattenspielers absenkt. Es knistert, und dann füllte die Stimme David Bowies den Raum zwischen ihren Ohren.

I still don't know what I was looking for
And my time was running wild
A million dead-end streets
Every time I thought I'd got it made
It seemed the taste was not so sweet

Sie liest den Text auf dem Cover der LP. Die Stimme klingt brüchig, es liegt Schmerz darin. Keine Ahnung, wonach man sucht, in diesem Gewirr von Einbahnstraßen. Immer wenn man denkt, jetzt hat was geklappt, ist es am Ende doch nicht so toll.

Das Gefühl kennt sie. Gestern hat sie Marina aus dem Politik-Leistungskurs im Hausflur getroffen. Seit beide arbeiten, sehen sie sich nur noch selten. Sie hat von der Ausbildung erzählt, und war sich dabei ziemlich clever vorgekommen. Marina studiert inzwischen Politikwissenschaft, jobbt im Café und verdient ganz gut. Sie wirft Stefanie vor, dass sie sich ausbeuten lässt von dieser Ärztin. Nicht ganz verkehrt, Aushilfen verdienen mehr als Azubis. Und dann muss sie auch noch mitmachen beim Betrug. Davon hat sie Marina nichts erzählt, sie schämt sich und ist wütend auf sich selbst.

Das Lied ist längst vorbei, aber der Verkäufer ist nicht zu sehen. Und so hört sie weiter, die ganze Mittagspause lang.

Ground Control to Major Tom: zurück zur Arbeit.

Am Nachmittag geht ihr die Zeile nicht aus dem Kopf:

Time may change me
But I can't trace time

Wie lange macht sie das schon mit? Würde sie es irgendwann in Ordnung finden? Sie braucht einen Plan. In diesem Betrügerladen will sie nicht länger bleiben.

Nachmittags ist weniger los in der Praxis, also lässt sich „Herr Doktor“ noch einen Kaffee bringen. Monika schaut in die die Runde, und geht dann selbst. Als sie wiederkommt, ist ihr Mund ein schmaler Strich. Der Knopf an der Bluse vorn ist offen.

Nachdem die letzte Patientin weg ist, kommt er zu den Arzthelferinnen, die vorn am Tresen die Scheine nach Krankenkassen ordnen. Er stellte sich neben Stefanie, greift nach den Scheinen und berührt wie zufällig ihre Brust. Monika fragte in scharfem Ton, ob sie ihm irgendwie helfen könne. Er murmelt etwas unverständliches, und geht in sein Büro. Offenbar haben sie ihm den Spaß verdorben, denn er verlässt die Praxis nach kurzer Zeit. Bald danach hören sie seinen Porsche aufröhren, der immer auf dem reservierten Parkplatz im Hof steht.

Plötzlich fangen alle an zu lachen, und Monika holte eine Flasche Sekt aus dem Kühlschrank. Die ist von der letzten Geburtstagsfeier übrig geblieben, und nach der Krankenschein-Aktion haben sie alle Lust auf ein Glas. Als sie gerade eingeschenkt hat, kommt Frau Doktor, und alle erstarren. Aber sie ist guter Laune, und trinkt einfach mit.

Abends steht sie an der Haltestelle, aber es kommt kein Bus. Irgendwo muss es einen Unfall gegeben haben, der Verkehr staut sich. Jetzt fängt es auch noch an zu regnen. Vor der Tür steht das Auto der Ärztin, sie holt die Krankenscheine ab. Vermutlich korrigiert sie zuhause weiter daran herum, denkt Stefanie. Da kommt sie aus der Tür, einen Wäschekorb voll Papier vor dem Bauch. Monika hält ihr den Schirm, und gemeinsam bugsieren sie den Korb in den Kofferraum. Stefanie ist erstaunt, wie elegant sie sich hinter das Steuer des blauen Mini gleiten lässt, der viel zu klein für den massigen Körper wirkt. Nun fährt sie los, und hält vor Stefanie an der Bushaltestelle. Die Ärztin kurbelt die Scheibe herunter und fragt, ob sie

sie mitnehmen soll bis zur U-Bahn, so schnell würde hier kein Bus kommen. Eigentlich ist Stefanie das peinlich, aber sie ist schon spät dran. Ihre große Schwester hat sie zum Abendessen eingeladen. Das neue Heim ist fertig, und soll bewundert werden. Wenn sie hier herumsteht, kommt sie endgültig zu spät.

Der Mini ist niedrig, sie versinkt fast im Beifahrersitz. Die Ärztin erzählt, dass dieses Auto sie an die Zeit in London erinnert, an die Carnaby Street mit den Modeläden. Offenbar hatte sie eine Zeitlang dort gelebt. Als Stefanie sie verstohlen von der Seite ansieht, lacht sie: „Ja, damals war ich noch nicht so dick wie heute. Da hatte ich noch keine Kinder.“ Sie stellt das Autoradio an, legt aber eine Kasette ein: die Beatles singen „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“.

„Ich habe meinen Mann im Studium kennengelernt, er war mein Professor. Er war natürlich verheiratet, und hatte Kinder. Aber er hatte immer schon eine Schwäche für junge Frauen mit großem Busen“. Nun schaut sie herüber zu Stefanie, die merkt, wie sie rot wird.

„Seine Frau starb ganz plötzlich, und dann wurde ich die Stiefmutter seiner drei Söhne. Zwei Töchter habe ich mit ihm danach bekommen.“ Stefanie wusste von ihren Töchtern, aber nicht von den Söhnen aus der ersten Ehe. Es muss merkwürdig sein, plötzlich die Geliebte des Vaters zur Stiefmutter zu bekommen. Aber warum erzählt sie ihr das?

„Es war nicht leicht, zu promovieren mit den kleinen Kindern. Mein Mann fand das unnötig. Aber ich habe es geschafft!“ Der Stolz in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

„Stefanie, du bist ein kluges Mädchen. Mach dich nicht von einem Mann abhängig, geh deinen eigenen Weg. Du kannst Medizin studieren, oder was immer du willst. Und achte auf dein Geld. Ein gutes Finanzpolster ist die Basis für alles!“

Tolle Ratschläge von einer, die Krankenscheine manipuliert, geht es Stefanie durch den Kopf. Aber es kommen noch mehr.

„Sei vorsichtig, wenn du mit ihm allein bist, er hat schon andere gefügig gemacht. Ein Arzt verfügt über Möglichkeiten, die später kaum nachweisbar sind.“

Jetzt wird es Stefanie zu viel. Ihr ist plötzlich heiß.

„Da vorne ist die U-Bahn, ich glaube ich muss hier raus“, sagt sie mit flacher Stimme. Die Ärztin fährt rechts ran, dreht sich zu ihr und sagt: „Mit dem nächsten Gehalt bekommst du eine Prämie, wie alle anderen, es war ein sehr gutes Quartal.“ Stefanie nickt, bekommt fast die Tür nicht auf, steigt in eine Pfütze und schafft es dann doch auf den Bürgersteig. Der blaue Mini fährt davon. Sie holt tief Luft und stieg die U-Bahntreppe hinunter.

Als sie in der Wohnung ihrer Schwester eintrifft, werkelt Susanne in der Küche. Stefanie hilft ihr, die Kartoffeln zu schälen, und erzählt von der Arbeit in der Arztpraxis. Susanne hat auch einige Geschichten aus dem Büro zu erzählen. Die Spannung zwischen den Schwestern ist an diesem Abend nicht zu spüren. Die manipulierten Krankenscheine und die Anmache verschweigt Stefanie, irgendwie schämt sie sich dafür.

Rolf kommt in die Küche und öffnet ein Bier. Er ist eher so beamtenmäßig ordentlich, aber nett, und schlau. Er hat sie unterstützt, als es um das Abitur ging. Ihm ist klar, dass diese Ausbildung zur Arzthelferin eine Sackgasse ist. Immerhin sieht er einen Vorteil: mit abgeschlossener Ausbildung muss man nicht mehr das Einkommen der Eltern nachweisen, um Bafög zu erhalten. Damit muss Stefanie weder ihre Mutter nach dem Lohnstreifen fragen und sich ihre Klagen anhören noch nach dem Vater suchen, der schon seit Jahren abgetaucht ist. Selbst das Jugendamt hatte damals die Suche aufgegeben, und den Unterhalt vorausgezahlt. Als sie 18 und damit volljährig wurde, kam die letzte Zahlung vom Amt. Und

ein Brief, indem die Schulden ihres Vaters aufgelistet waren. Hätte sie das Geld jemals erhalten, hätte sie es an das Jugendamt zurückzahlen müssen. Besser gar nicht daran rühren.

Als sie später im Bus nach Hause fährt, regnet es immer noch. Die Lichter spiegeln sich in den Tropfen an der Fensterscheibe. Sie legt den Kopf an die kühle Scheibe und denkt: erstmal diese blöde Ausbildung abschließen, dann vielleicht Germanistik studieren. Oder Politik. Bafög bekommen, nebenbei arbeiten und ganz in Ruhe überlegen, wo es hingehen soll.

Time may change me
But I can't trace time

Eins ist klar: Es muss sich etwas ändern.

Christel Mahnke 2023

David Bowie Changes (1972)

I still don't know what I was waiting for
And my time was running wild
A million dead-end streets
Every time I thought I'd got it made
It seemed the taste was not so sweet
So I turned myself to face me
But I've never caught a glimpse
Of how the others must see the faker
I'm much too fast to take that test
Ch-ch-ch-ch-Changes
(Turn and face the stranger)
Ch-ch-Changes
Don't want to be a richer one
Ch-ch-ch-ch-Changes
(Turn and face the stranger)
Ch-ch-Changes
Just gonna have to be a different one
Time may change me
But I can't trace time
I watch the ripples change their size
But never leave the stream
Of warm impermanence
So the days float through my eyes
But still the days seem the same
And these children that you spit on
As they try to change their worlds
Their immune to your consultations

They're quite aware of what they're going through
Ch-ch-ch-ch-Changes
(Turn and face the stranger)
Ch-ch-Changes
Don't tell them to grow up and out of it
Ch-ch-ch-ch-Changes
(Turn and face the stranger)
Ch-ch-Changes
Where's your shame
You've left us up to our necks in it
Time may change me
But you can't trace time
Strange fascination, fascinating me
Changes are taking the pace I'm going through
Ch-ch-ch-ch-Changes
(Turn and face the stranger)
Ch-ch-Changes
Oh, look out you rock 'n rollers
Ch-ch-ch-ch-Changes
(Turn and face the stranger)
Ch-ch-Changes
Pretty soon you're gonna get a little older
Time may change me
But I can't trace time
I said that time may change me
But I can't trace time